

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 22

Artikel: Heimat : Erzählung [Fortsetzung folgt]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672117>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XL. Jahrgang

Zürich, 15. August 1937

Heft 22

Sommerfrühe.

© Sommerfrühe, blau und hold!
Es trieft der Wald von Sonnengold,
In Blumen steht die Wiese;
Die Rosen blühen rot und weiß,
Und durch die Fluren wandelt leis
Ein Hauch vom Paradiese.

Die ganze Welt in Glanz und Freud,
Und bist du jung, so liebe heut
Und Rosen brich mit Wonnen!
Und wardst du alt, vergiß der Pein
Und lerne dich am Widerschein
Vom Glück der Jugend sonnen.

Emanuel Geibel.

Heimat.

Erzählung von Jakob Böhmer.

Ein enges Stübchen, wie es die Bauern sich oft neben der Wohnstube einrichten, um für den verborgensten Teil ihres Lebens einen Schlupfwinkel zu haben, wo sie sich mit ihren Gedanken einschließen und ihre spärlichen Briefe aufsetzen, wo sie in eichenem Wandschränken ihr Geld aufbewahren, wo auf einem Stuhl die Bibel für ungewöhnliche Stunden bereitliegt. In diesem Stübchen saß hemdärmelig der Tobelbauer Hans Schollenberger, von Gedanken schwer auf den Stuhl niedergedrückt. Er fuhr sich mit den Fingern ab und zu ohne es zu wissen durch den Bart und starrte bald zu den sorgfältig verschlossenen Fenstern hinaus, bald auf einen Brief, der ausgebreitet auf dem abgegriffenen Tische lag.

Er hatte den Brief drei-, viermal gelesen, und es war nicht aus Mangel an Verständnis, wenn sein Blick immer wieder zu ihm zurückkehrte. Seine Stirne glänzte von Schweiß, so sehr hatte ihm das Stück Papier zugesetzt.

Wie ein Versucher, wie Satan selber war es

an ihn herangetreten, es hatte ihm mit Goldklang ins Ohr geläutet, die Habgier in ihm angefacht und gegen die Liebe zu seinem Boden geheßt, in ihm einen Streit angezündet, der sein Innerstes aufwühlte.

In dem Briefe bot sich die Regierung an, den Tobelhof zu kaufen, und nannte einen Preis, der über alle Träume des Bauern weit hinausprang. Den Zweck, den sie verfolgte, nannte sie nicht, aber er war kein Geheimnis. Seit langer Zeit hatte man davon gesprochen, den Hof in einen See zu verwandeln und so einen Kraftsammler für ein großes elektrisches Werk zu gewinnen. Der Bauer war also auf den Brief vorbereitet, wurde nun aber doch davon überrascht, ja erschreckt, denn wenn ein Gedanke, den man lange als Hirngespinnst eingeschätzt und belächelt hat, plötzlich leibhaftig und greifbar sich vor einen hinstellt und einem unverwandt in die Augen gloht, wirkt er unheimlich wie ein Gespenst.

Der Tobelhof lag in einem einsamen, schlucht-

artigen Tal, rings von schwarzem Tannenwald überdunkelt. Das Haus, aus rotem Fachwerk gebaut, stand hart am Wildbach, der ungestüm vorbeiströmte und nach starken Regengüssen zum Fluß answoll. An das Haus lehnte sich, mit ihm wie zu einem Wesen verwachsen, ein mächtiger Rußbaum, und ringsum standen alte, von den rauhen Wintern knorrig und gichtig gewordene Apfel-, Birn- und Zwetschgenbäume. Weiterhin dehnten sich Matten und etwas Ackerland aus, magerer, geiziger Boden, der nichts umsonst gab und sich auch die kleinste Frucht mühsam abringen ließ. Uns freie Land hinab, das man hinter einem Einschnitt des Waldes ahnte, führte ein schmaler Fahrweg. Er lag mit dem dämonischen Bach in beständiger Fehde und war im Frühjahr nach der Schneeschmelze stets übel zugerichtet.

Den Tobelhof bewohnten seit Menschengedenken die Schollenberger, rechtschaffene, durch das Leben in der Einsamkeit etwas schrullig gewordene, in sich gefehrte Bauern, die immer spät zum Heiraten kamen, weil sich nicht leicht ein Mädchen für den entlegenen Hof werben ließ, und die oft früh verwitweten, denn nur die auf dem Hof Geborenen und Aufgewachsenen ertrugen auf die Dauer die langen, strengen Winter, den rauhen Wind, der stets dem Bach entlang zog, das ewig gleiche Einerlei des Gehöftes und das wortfarge, kantige Wesen der Tobelhofleute.

Gewöhnlich befanden sich auf dem Hof auch eine oder zwei alte Jungfern, Schwestern des Bauern, die in der Einsamkeit sitzengeblieben, gleichsam von Liebe und Natur verschmäh und vergessen worden waren. Faßte ein Mädchen nicht früh den Entschluß, im Dorf oder in der Stadt Dienst zu suchen, so war ihm ein lediges Alter gewiß.

So war es auch zuletzt um den Hof bestellt. Hans Schollenberger, der Tobelhans, wie man ihn schlechtweg nannte, hatte seine Frau schon vor Jahren verloren und haushaltete nun mit seiner Schwester Grite und zwei Kindern, die wenig über zwanzig waren. Er konnte, wie er so saß, die drei durchs Fenster sehen; sie standen mit Hacken im Kartoffelacker, in einer Reihe, wandten keinen Blick vom Boden und ließen keine Silbe fallen; auf dem Tobelhof galt von alters her die Regel: Lange Arbeit, kurze Worte.

Der Tobelhans sah zu ihnen hinüber und überlegte, was sie wohl zu diesem Briefe sagen

würden. Soll ich den Handel überhaupt dem Familienrat vorlegen? fragte er sich. Es war nicht seine Art, sich von andern in seine Entscheidungen reden zu lassen, aber hier handelte es sich nicht nur um sein selbstwilliges Gutdünken, sondern um die Zukunft seiner Kinder, das fühlte er, und so entschloß er sich endlich, sie ins Vertrauen zu ziehen. Er faltete den Brief zusammen, steckte ihn in seine Westentasche und ging dann auf den Acker, wo er sich wortlos mit seinem Gerät in die Reihe stellte. Eine geraume Weile vernahm man nichts als den kräftigen, mannigfaltigen Schlag der Hacken, die bald dumpf pochten, bald schrill aufschrien und schalten, je nachdem sie auf weichen Grund oder auf Steine trafen.

Endlich unterbrach Grite das Schweigen, ohne jedoch von der Arbeit aufzusehen: „Der Briefträger war da?“

„Ja“, gab der Bauer zurück.

„Er muß einen langen Brief gebracht haben.“

„Wieso?“

„Wenn man über eine Stunde daran zu lesen hat.“

„Man kann auch an einem kurzen Brief lange lesen“, entgegnete er bedeutsam.

„Selb schon“, warf die Tochter Pauline ein, deren Nase sich vor Neugier am liebsten zu einem Karststiel ausgewachsen hätte; „selb schon, es kommt drauf an, wie man lesen kann.“

Der Vater hatte für solchen Scherz heute kein Verständnis, er warf der Tochter einen strengen Blick zu und machte sich dann an der Scheidfurche in der Weise zu schaffen, daß er den andern den Rücken zulehrte. Das sollte heißen: Auf diese Art bringt ihr nichts aus mir heraus.

Wieder ließen die vier ihre Hacken reden, bis endlich Grite losbrach: „Mit dir ist's nicht mehr auszuhalten, du wirst jeden Tag wunderlicher und wüster! Schaffen kann man für dich, bis man lahm wird, aber ein gutes Wort gönnst du einem nicht! Man würde meinen, es kämen dir lauter Taler zwischen den Zähnen heraus.“

Auf diese Weise ließ der Tobelhans schon eher mit sich reden, denn auf Zartheit des Ausdrucks gab er wenig, man mußte ihm zeigen, daß man auf seine Worte gespannt war, daß man nach ihm schaute, wie die Häuser nach dem Kirchturm, das stimmte ihn gütig.

„Nur immer grobhölzig!“ knurrte er Grite an und fuhr dann nach einigem Räuspern fort: „Ihr

verdient zwar nicht, daß man euch was sagt, aber gleichviel, kommt her und lest!"

Er zog das Papier aus der Tasche und reichte es seinem Sohn Heinrich, der den Inhalt etwas mühsam verkündete. Er las, wie er hackte. Als er zu Ende war, entstand eine große Stille; und als man sich zum Reden entschloß, hatte man sich in drei Lager geschieden. Die beiden Kinder standen eng zusammen, ihnen gegenüber postierte sich Grite, hoch an ihrer Hacke aufgerichtet, etwas abseits befand sich der Vater, unschlüssig, mit wem er sich verbünden sollte. Das war wie von ungefähr so gekommen.

Die Tochter sagte: „Das ist viel Geld! Acht- undzwanzigtausend Franken!"

Der Sohn stimmte ihr zu: „Damit ließe sich anderswo etwas Schöneres kaufen."

„Was," rief Grite gereizt, „ist euch der Tobelhof nicht mehr gut genug?"

„Ruhig Blut," unterbrach sie der Tobelhans mit seiner tiefen Stimme, „die Sache will vernünftig überlegt sein."

„Ich brauche nicht zu überlegen", entgegnete Grite, „hier bin ich geboren, hier will ich sterben."

„Und ich will gerade nicht hier sterben!" lachte Pauline, die, ohne es merken zu lassen, von der Sehnsucht nach dem Manne geplagt wurde und dahin strebte, wo Menschen waren.

„Meinst du, es sei eine Schande, hier zu sterben?" erwiderte der Vater aus seinem dichten Bart hervor.

Heinrich dagegen sprach wie zu sich selber: „Ich hätte nie gedacht, daß wir für diese Einöde so viel Geld bekämen. Dafür kann man sogar am See ein Gut haben."

In Grite kochte es über: „Die Undankbarkeit! Einöde! Eßt ihr denn das Brot nicht, das auf dem Tobelhof wächst? Und die Kartoffeln und Äpfel und Birnen? Wir, ich meine den Vater und mich, haben nun ein ganzes Leben lang auf dem Gut gerackert wie Tiere, jeder Fleck Erde ist in gutem Stand, jeder Winkel ausgenutzt, im Stall steht schönes Vieh, und das soll nun verkauft — nein, nicht verkauft, ersäuft soll es werden! Das kommt mir gottsträflich und sündhaft vor, und auf euer leichtfertiges Gerede möchte ich am liebsten mit dem Handrücken antworten." Die alte Jungfer war, wie sie das hervorstieß, auf die Zehen gestanden, um sich recht hochzurecken.

„Du hast recht, Grite," sagte der Bauer be-

schwichtigend, „und die Jungen haben auch recht. Alles Tuch hat zwei Seiten, man muß sehen, welche man herauskehrt. Doch nun rührt die Hacken wieder, mit Reden wird der Acker nicht sauber. Das Nachdenken soll euch nicht verwehrt sein."

Die Hacken gingen wieder auf und ab, aber nicht so einträchtig wie zuvor. Der Tobelhans arbeitete wie sonst, vielleicht etwas bedächtiger, Grite dagegen verdoppelte ihren Eifer und schien bei jedem Streich auf Steine zu treffen, während die Hacken der Jungen kraftlos, fast träumerisch ihr Werk taten und eher mit den Erdschollen spielten, als sie zerschlugen. Wozu sich mühen, da ja doch der Hof unter Wasser gesetzt wurde?

Nach dem Abendessen wurde der Brief wieder hervorgezogen, und nun prallten die Meinungen noch heftiger aufeinander. So ging es ein paar Wochen lang Tag für Tag, die ruhigen, schweigsamen Tobelhofleute waren auf einmal leidenschaftlich und beredt geworden, eine so ernste Frage war ihnen noch nie gestellt worden, alle waren sich bewußt, daß sie vor einer großen Wende standen und daß es um das Glück ging. Die Kinder hielten fest zusammen, wie aneinandergeschraubt, sprachen sich hinter Büschen und Hecken wie Verschwörer aus und verbanden sich trotzig gegen die Tante, die aus den hohen Tönen nicht mehr herauskam. Grite wurde von Tag zu Tag dürrer und spitzer, folgte dem Tobelhans überall nach, schwakte wie eine Elster auf ihn los und fand zuweilen Worte, die einer Prophetin anständig gewesen wären. Der Bauer sprach am wenigsten, denn er litt am meisten unter der Schwere des Entschlusses, die Seelen der Schwester und der Kinder hausten in ihm vereinigt. Der Gang des sonst so steifnackigen Mannes war schleichend, seine Rede unsicher, sein Blick mißtrauisch geworden. Das viele Geld, die Aussicht auf einen fetten Hof und auf leichtere Arbeit lockten ihn weg; die Schollen aber, aus denen er herausgewachsen war, wurden zu Händen, die sich an seine Füße klammerten und ihn festhielten. Er ging zu Verwandten, die er da und dort im Lande hatte; alle rieten ihm, den Handel abzuschließen, er müßte nicht bei Sinnen sein, wenn er nicht zugriffe, erst später werde er einsehen, wie wohl es der Zufall mit ihm gemeint habe. Er hörte zu und dachte in seinem grauen Kopf: Ich mag's entscheiden, wie ich will, es wird eine Wendung zum Schlimmen nehmen.

An einem Sonntagnachmittag kamen ein paar

Gemeinderäte des Dorfes auf den Hof, sahen sich alles genau an und setzten sich dann zu dem Bauern in die Stube. Sie trugen alle dunkle Kleider und brachten breite schwarze Schatten herein. Ihre Gesichter aber glänzten vor Menschenfreundlichkeit. Was er zu tun gedente, fragten sie ihn.

Der Tobelhans fuhr sich mit der Hand durch den Bart und schaute ins Unbestimmte; er hatte seine Antwort immer noch nicht bereit. Da er schwieg, ergriff Grite die Gelegenheit, ihr Herz auszuschütten; aber der Zorn kam ihr gleich so brockendick zum Hals heraus, daß sie fast daran erstickte und, um nicht in Schluchzen und Geheul auszubrechen, die Stube verlassen mußte. Nun begannen die Gemeinderäte, von den Kindern mit hingeworfenen Worten, tiefen Atemzügen und sprechenden Bewegungen unterstützt, dem Tobelhans den Kopf einzurichten und die Schrauben anzuziehen; denn der Gemeinde lag viel am Zustandekommen des Kraftwerks.

„Dein Haus ist baufällig,“ sagten sie zu ihm, „seit hundert Jahren ist kein Fließ und Fleck daran gemacht worden. Sieh nur den Stubenboden an, er ist fast durchgelaufen, und so ist die Treppe und alles, abgebraucht und morsch, das ganze Haus schreit nach dem Zimmermann, dem Schreiner und Maurer. Du wirst ein paar tausend Franken an die Hütte wenden müssen. Ist es nicht schade um das teure Geld? Auch den Garten hättest du schon lang durch eine Mauer gegen den Bach schützen sollen; tußt du's heuer nicht, so liegt er übers Jahr bei uns im Tal drunten. Denk' auch an deine Kinder; sollen's die nicht ein bißchen leichter haben als du? Sollen sie einmal sagen, wenn du längst unterm Boden bist: Wäre der Vater nicht so verriegelt gewesen, so lebten wir wie die Maus im Kornfeld! Und vergiß eins nicht: der Stausee ist beschlossen; gibst du dein Land nicht freiwillig, so kommt Zwang und Prozeß und Advokaten-geschmeiß.“

Das machte am meisten Eindruck auf ihn; er fühlte, daß der Handel sich nicht mehr abwenden ließ, daß alles Sträuben umsonst war, der Mut verließ ihn vor dem Kampf mit dem Unabwendbaren. Er hatte in seinem ganzen Leben noch keinen Prozeß geführt und empfand ein Grauen vor Advokaten. Und dann die Rücksicht auf die Kinder!

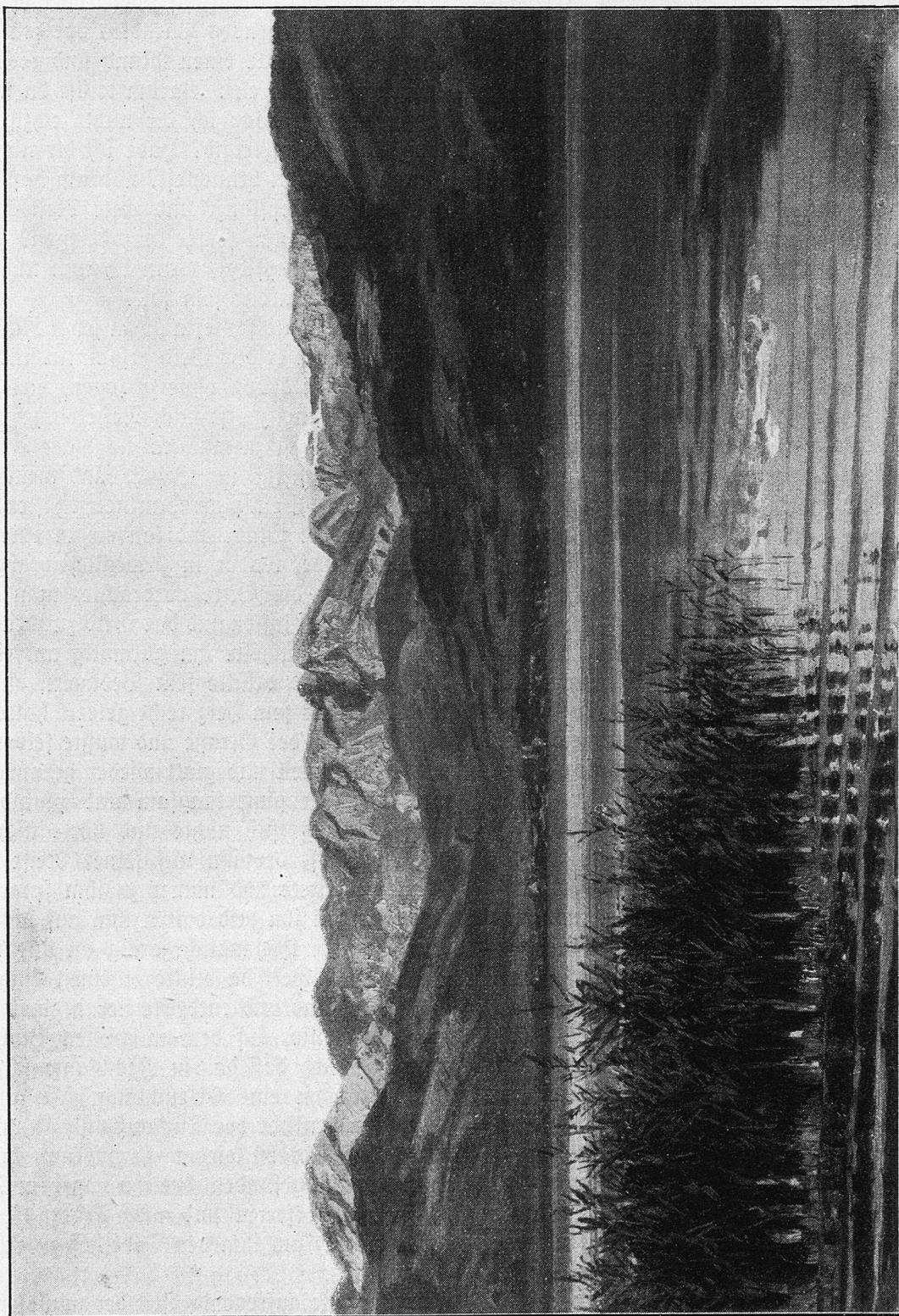
Als die Herren am Abend gingen, drückten sie ihm die Hand mit besonderer Wärme, und als

sie im Walde waren, veränderten sich auf einmal ihre Stimmen, jedes ihrer Worte schien zu lachen. Sie hatten ihm einen Brief aufgesetzt, und er hatte ihn unterschrieben, der Hof war so viel wie verkauft.

Man wollte die Abmachung vor Grite geheimhalten, aber die Kinder konnten ihre Freude nicht verbergen, noch am gleichen Abend plakte die Wahrheit heraus. Nun kehrte der Unfriede erst recht im Tobelhof ein, Grite spielte die Hinter-gangene, Aufgeopferte, nannte die andern Verräter und fand des Scheltens und Anklagens kein Ende. Alle wichen ihr aus, besonders der Bauer. Der Hof schien durch ihren Mund zu seinem Gewissen zu reden, er hörte das Wort Verräter so oft, daß es sich in seine Seele einfräß und ihn überall quälte und anklagte. Um den Vorwürfen auszuweichen, ging er nun fast täglich fort, schritt von Dorf zu Dorf und erkundigte sich nach käuflichen Gütern. Jeden Tag sah er sich ein andres an; keins wollte ihm gefallen, sie waren entweder zu groß oder zu klein, zu schlecht unterhalten oder zu stark zerstückelt, zu tief im Dorfe drin oder zu nah an der Stadt, und immer zu teuer. Saß er abends müde, verdrossen und wortkarg zu Hause am Tisch, so stichelte Grite: „Gelt! einen Hof verkaufen kann jeder Narr, wenn man aber einen kaufen will, darf man nicht Tobelhans heißen! Was gilt's, du kaufst noch den Speck bei den Mäusen!“

Endlich glaubte er in Nesselbach etwas Rechtes gefunden zu haben, drei Tage nacheinander brachte er auf dem Gute zu und schloß den Handel ab. Er meinte Freude in den Tobelhof zu bringen, aber die frohe Botschaft wurde mit kurzen, trockenen Aussprüchen entgegengenommen. Grite sagte: „Ich will den Kram erst selber sehen!“ Heinrich brummte etwas vom See, und Pauline meinte schnippisch, man nenne die Nesselbacher „Mölsche“, der Vater habe sich da einen hübschen Namen gekauft.

Tags darauf ging der Vater mit den Kindern nach Nesselbach und erlebte ein großes Mundverziehen und Nasenrumpfen. Pauline erklärte rundweg, sie ziehe nicht in das Nest, sie habe sich schon lange vorgenommen, in der Stadt einen Platz zu suchen, jetzt sei der Entschluß fest. Als die drei mißmutig nach Hause kamen, empfing sie Grite mit geheimnisvoller Miene und führte sie in die Nebenstube, wo auf dem Tischchen Bankscheine und Goldstücke aufgeschichtet waren. Das Geld für den Hof war an dem Tage ge-



Zürcher-Obersee mit den Säggitaler Bergen.

Nach einem Gemälde von Ernst Burkhard, Stöckersbühl.

bracht worden. Der Bauer überzählte es laut, die andern sahen ihm mit aufgerissenen Augen zu und zählten nach. Dann saßen sie lange einander schweigend gegenüber und brüteten vor sich hin.

Grite sprach zuerst und setzte alle in Erstaunen. „Wer so viel Geld hat, ist ein Herr,“ sagte sie stolz. Seit der Bote dagewesen, hatte sie vor dem Geld gegessen, es von einer Hand in die andere gelegt, aufgeschichtet und wieder gezählt und sich daran berauscht. „Hättest du nicht so früh losgeschlagen,“ fuhr sie spitzig fort, „sie hätten dir noch mehr gegeben; aber freilich, die Grite fragt man nie.“ Innerlich billigte sie nun den Handel, das Geld hatte sie umgestimmt, aus dem Hof mochte nun werden was wollte.

„Wenn wir nur das Haus in Nesselbach nicht hätten!“ warf Heinrich ein, und Pauline murmelte vor sich hin: „Hätt' ich doch meinen Teil von dem Geld! Wer das Geld hat, hat die Wahl!“

Der Tobelhaus reichte jedem ein Goldstück als Trinkgeld und gab ihnen dann zu verstehen, daß er allein sein möchte.

Als sie gegangen waren, stieß er das Geld von sich und sagte dumpf: „Nun bin ich heimatlos.“ Ihm war, zum erstenmal verstehe er das Wort Heimat. Er war aus dem Hof hervorgewachsen wie der Rußbaum aus dem Baumgarten, das Korn aus dem Acker, das Gras aus der Wiese. All seine Kraft, all sein Denken und Tun, all sein Leben hatte er aus diesem Boden gezogen wie vor ihm sein Vater, sein Großvater und Urgroßvater. Er gehörte zu diesem Boden und war ein Teil davon, die Trennung war eine Torheit, ein Verbrechen, eine Sünde gegen sein Leben.

Was konnte ihm Nesselbach sein! Das würde nie eine Heimat abgeben, das blieb totes Land. Mit dem Tobel verband ihn eine Art Verwandtschaft, der Hof hatte etwas wie eine Seele, und nun war diese Seele verkauft, dem Tode verschachert.

„Oh, daß ich den Handel einging!“ seufzte er. „Ich hätte um meinen Hof streiten sollen, wie ein Volk für sein Land streitet, mit Nägeln und Zähnen, und ich habe mich übertölpeln lassen! Ich bin es nicht mehr wert, eine Heimat zu haben!“

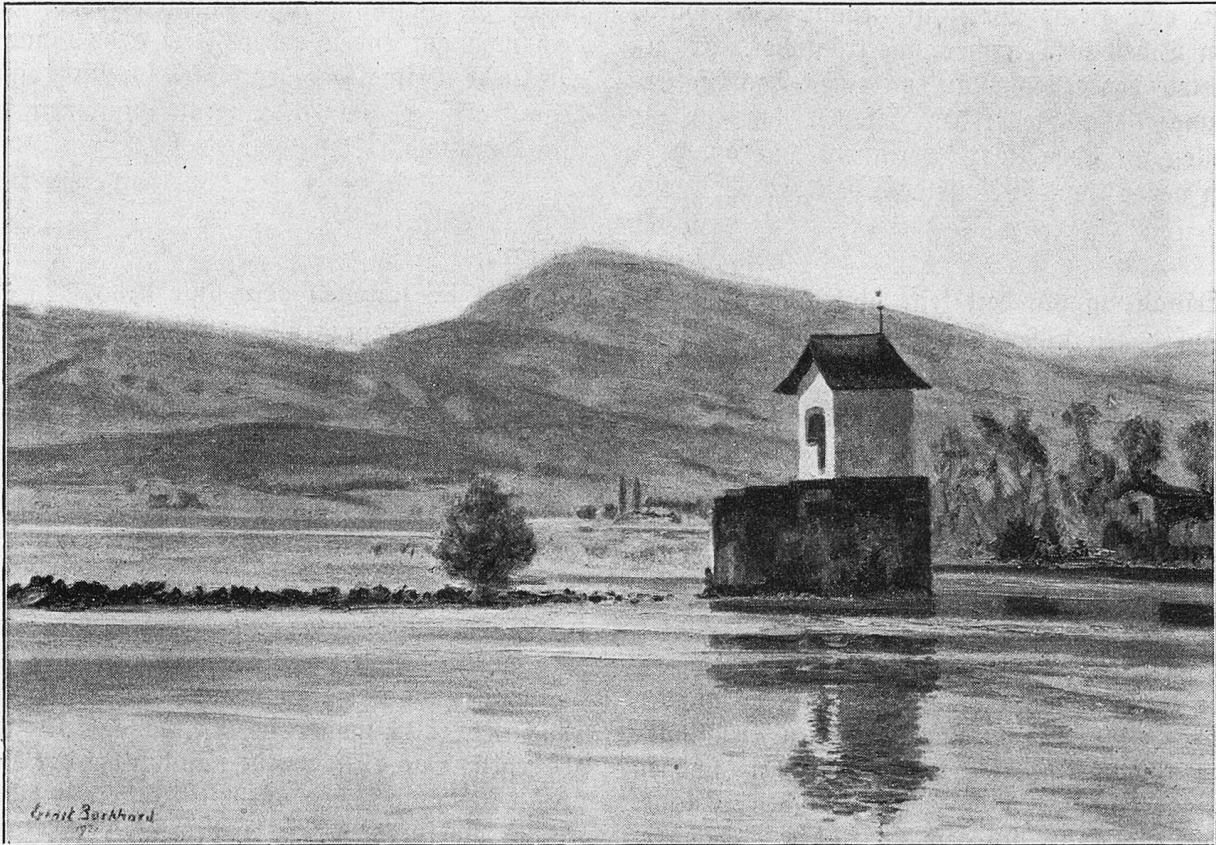
Eine namenlose Reue erfaßte ihn; ihm war, er sei aus einem Rausch erwacht und merke, daß er im Unverstand dem Teufel seine Seele verkauft habe. Eine blinde Wut gegen die Regie-

rung und die Gemeinderäte und ein Zorn gegen die Kinder, die ihn zu der Dummheit beredet hatten, wallten in ihm auf. Der Tobelhof breitete sich wie ein blühendes Paradies vor seinen Augen aus und hatte einen Mund und redete eindringlich auf ihn ein: Warum willst du mich ersäufen lassen? War ich dir nicht sechzig Jahre lang ein guter Freund? Habe ich dir nicht alles gegeben, was du brauchtest? Warum hast du auf mir Bäume gepflanzt und gute Reiser darauf gesetzt, um sie nun selber umzubringen? Warum hast du mich gepflegt, wenn ich nun nicht mehr tragen und dankbar sein soll?

Der Tobelhaus schloß nicht in jener Nacht. Am Morgen packte er das Geld zusammen und schlich in aller Frühe davon, ohne zu sagen, was er vorhatte. Er ging zuerst nach Nesselbach, um den Kauf rückgängig zu machen. Aber der Verkäufer lachte ihm pfiffig ins Gesicht und meinte, das werde ihn wohl ein paar Banknoten kosten. Dann fuhr er in die Stadt und landete in einer Verwaltungsstube, wo er in beweglichen abgerissenen Worten die Bitte vorbrachte, man möchte ihm seinen Hof lassen und das Geld zurücknehmen. Der Beamte lächelte ihn gutmütig an, rieb sich die Hände und drückte sein Bedauern aus. Ehe der Tobelhaus sein Herz recht geleert hatte, stand er wieder auf der Straße und wußte selber nicht, wie er so schnell und glatt wieder herausgekommen war. Er ging langsam und planlos eine Gasse entlang, sah nichts und hörte nichts als den Tobelhof, der ihn auf seiner Reise in die Stadt begleitete und immer zu ihm sprach. Die Leute stießen ihn und traten ihm auf die Füße. Einer fauchte ihn endlich zornig an und nannte ihn einen Tölpel; da blickte er einen Augenblick aus sich heraus und entdeckte neben einer Haustüre ein Schild, auf dem in großen Buchstaben angezeigt war, daß da ein Rechtsanwalt wohne. Das war ihm eine Erleuchtung. Er ging ein paar Minuten vor der Tür auf und ab und trat dann ein. Als er wieder herauskam, hatte er einen Freund gefunden, der ihn von dem Nesselbacher Gut befreien und alle Federn springen lassen wollte, um ihm den Tobelhof zu erhalten.

*

Es kam die aufregende Zeit der nutzlosen Verhandlungen und Prozesse. Der Tobelhof blieb verloren, von Nesselbach war ohne ein drückendes Reugeld nicht loszukommen, und so mußte der Tobelhaus sich entschließen, die Suppe zu essen, die man ihm eingebrockt hatte. Er war



Heiligenhüsli bei Rapperswil, mit Hurden und Egel im Hintergrund.

Nach einem Gemälde von Ernst Burkhard, Richterswil.

unterdessen in den Ruf eines beschränkten prozeß-süchtigen Menschen gekommen, und das drückte ihn. Schlimmer aber war das Gefühl, sein Lebensschiff im entscheidenden Augenblick schlecht gesteuert zu haben.

Es war Winter geworden, der Tobelhof lag tief im Schnee und war noch stiller und einsamer als sonst. Die Kinder waren fortgegangen. Wozu hätten sie noch bleiben sollen? Der Sohn arbeitete als Handlanger in einer Sießerei, die Tochter war in einer Wirtschaft als Magd angestellt worden, sie erhielten regelmäßig ihren Lohn, trugen, was sie davon entbehren konnten, auf die Sparkasse und schätzten sich glücklich, von dem langweiligen Hof losgekommen zu sein. Im Frühjahr, wenn der Kesselbacher Hof bezogen werden mußte, wollten sie wieder zum Vater zurückkehren; so versprachen sie wenigstens. Der Tobelhans und Grite führten ein mürrisches, gedrücktes Dasein, es war zwischen ihnen kein Vertrauen, kein Band mehr, seit der Grund, der sie zusammengehalten hatte, nicht mehr ihnen gehörte.

Nach Neujahr begann rings um den Hof das

Werk der Zerstörung, große Waldflächen wurden von fremden Arbeitern niedergelegt, unaufhörlich krachten die hundertjährigen Tannen zur Erde, ihre abgehackten braunen Wurzeln ragten hilflos aus der Erde hervor und streckten sich zum Himmel wie verstümmelte Arme. Oben am Gaiskopf bohrte man den Berg an und sprengte mit Dynamit gewaltige Felsstücke los, die auf Schlitten zum Bach hinuntergefahren wurden, wo sie zur Staumauer aufgetürmt werden sollten. Die Sprengschüsse donnerten und widerhallten in der engen Waldschlucht wie übereinanderrollende Bergtrümmer!

Der Tobelbauer begleitete den Donner mit seinen grollenden Verwünschungen, er hatte keinen ruhigen Augenblick mehr, und wenn er die Äste der zu Boden sausenenden Tannen aufschlagen und schmerzlich krachen hörte, meinte er das Brechen seiner eigenen Rippen zu vernehmen.

Sobald der Frühling sich ankündigte, rückte ein ganzes Heer von Erdarbeitern und Maurern ein; es wurden Feldhütten erstellt, tiefe Gräben aufgeworfen, ein Gleis für eine Rollbahn ange-

legt, eine kleine Werkstatt gebaut. Das wurde dem Tobelbauer immer unerträglicher. Er erwartete den ersten März wie einen Tag der Erlösung; da mußte er den Hof, der ihm nun zur Hölle geworden war, verlassen, da konnte er sein neues Haus in Nesselbach beziehen. Er suchte

in sich die Hoffnung aufzubauen, es werde nun doch noch gut enden, jeder Fleck Erde könne ja eine liebe Heimat werden. Sich so Mut einredend, raffte er seinen Hausrat zusammen und fuhr damit nach Nesselbach.

(Fortsetzung folgt.)

Das Geflüster.

Erinn'ung plaudert leise hinter mir
Auf diesen stillen Inselpfaden hier.
Sie rauscht im Eichenlaub, im Buchenhag,
Am Ufer plätschert sie im Wellenschlag.

Und mag ich schreiten oder stille stehn,
So kann ich ihrem Flüstern nicht entgehn.
Da streck ich lieber gleich mich aus ins Gras!
Erinn'ung, rede laut! Erzähl etwas!

Hier lagre dich, zeig dein Geschichtenbuch!
Und wir ergöhen uns an Bild und Spruch.

Aus: „Gutts letzte Tage“.

Conrad Ferdinand Meyer.

Die Ufenau.

Einer der anmutigsten stillsten Erdenwinkel, den ich kenne, ist die Insel Ufenau im Zürichsee. Wer daher einige ruhige, friedliche Stunden erleben will, fährt an einem sonnigen Frühling- oder Sommermorgen mit einem der schönen Zürichseedampfer nach dem lieblichen Eiland. Schon die Fahrt auf dem herrlichen See bietet hohen Genuß. Vom Schiff aus hat man wundervolle Ausblicke auf die an beiden Ufern liegenden schönen Ortschaften und die hinter diesen sanft ansteigenden, mit Wiesen und Weinreben, Obstgärten und Wäldern bekleideten Höhenzüge. Am Ziel angekommen, fällt der Blick, bevor man auf der Ufenau an Land geht, noch auf das in geringer Entfernung vor uns liegende altersgraue, vieltürmige Grafenstädtchen Rapperswil, die historische Rosenstadt, und auf die im Hintergrund aus den grünen Vorbergen aufragenden Schneeberge.

Die Ufenau ist eine uralte Siedlung. Es finden sich hier Spuren der Kelten, Römer und Alemannen. Auf die Alemannen weisen auch der Name der Insel, sowie hier vorkommende Flurnamen. Die erste Erwähnung finden wir in zwei St. Galler Urkunden aus den Jahren 741 und 744, in denen die Ufenau in Verbindung mit der Nachbarinsel Lüzgau, auf der sich damals ein kleines Frauenkloster befand, genannt wird. Die Ufenau war in jener Zeit im Besitze des Stiftes Sädingen, dem ja auch das Land Glarus gehörte, das noch heute St. Fridolin im Wappen führt. Kaiser Otto der Große (912 bis 973), der dann später die Insel tauschweise für Güter in Schaun und den Zoll auf dem Walensee vom Stift erworben hatte, schenkte dieselbe mit Ur-

kunde vom 23. Januar 965 dem im Jahre 934 entstandenen Kloster Einsiedeln. Seit dieser Zeit ist die Ufenau mit Unterbruch der Jahre von 1798 bis 1805 immer im Besitze des Klosters geblieben. Das Stift wurde nämlich bei der Helvetik 1798 aufgehoben und die Klostergüter dem Fiskus zugesprochen. 1801, den 27. Juni, ging dann die Insel kaufweise für 15 000 Schweizerfranken an Karl Ludwig Curti von Rapperswil über. Nachdem durch die Mediationsverfassung das Kloster wieder in seine Rechte eingesetzt worden war, wurde auch dieses alte Stammgut vom Stift am 11. August 1805 zurückgekauft, dessen Eigentum es auch heute noch ist. Der große, schöne Landwirtschaftsbetrieb auf der Ufenau wird von einem Stiftsstatthalter auf dem benachbarten Schlosse zu Pfäffikon, das ebenfalls dem Kloster gehört, verwaltet, daselbst wohnen auch die zur Bewirtung des Gutes gehörenden Dienstleute.

Auf schattigem Fußweg gelangt man zu der uralten Inselkirche, die den Apostelfürsten Petrus und Paulus geweiht ist. Dieser gegenüber, etwas erhöht, steht die St. Martinskapelle, oder — wie sie heute nach ihrer Gründerin genannt wird — Reginlinde-Kapelle, die als erstes der beiden Gotteshäuser von der frommen Frau Reginlinde von Mellenburg, der Gemahlin des Herzogs Burkhard I. von Schwaben im Jahre 920 erbaut wurde. Herzogin Reginlinde war auch Herrin der Fraumünsterabtei in Zürich. An der Südseite der Kapelle, in der ganzen Länge des Schiffes, war das Wohnhaus der Herzogin angebaut, von dem aus eine Türe oben auf eine Galerie in das Kirchlein führte, von wo aus sie dem Gottes-